

Kapitel 5

Die „Katze“, wie Benina Gatti von ihren Kollegen heimlich genannt wurde, lief unruhig in ihrem Büro des Frankfurter Polizeipräsidiums auf und ab. Den Spitznamen hatte sie nicht nur wegen ihres italienischen Nachnamens, der „Katzen“ bedeutete. Es lag auch an ihrem geheimnisvollen Wesen und der speziellen Art, wie sie Fälle löste. Da sie in ihrer kurzen Laufbahn schon einige Erfolge verbuchen konnte, schwang in dieser Bezeichnung durchaus eine gewisse Bewunderung mit. Immerhin war sie mit ihren 32 Jahren schon Hauptkommissarin mit Personalverantwortung. Dabei arbeitete sie am liebsten auf eigene Faust. Bei ihren Teamkollegen war sie berüchtigt für ihren Hang zu Alleingängen. Selten weihte sie andere in ihre Überlegungen ein. Und die Art ihrer Ermittlungen führte immer wieder zu Irritationen. Zum Glück war der Leiter der Mordkommission von ihren Leistungen überzeugt und stand hinter ihr. Aber die Kollegen hatten schon Recht: im Grunde ihres Herzens war sie eine Einzelgängerin – im Moment auch privat. Ihre Beziehung mit einem Sportlehrer war vor knapp einem Jahr in die Brüche gegangen. Und was das Geheimnisvolle betraf: Benina verfügte tatsächlich über außergewöhnliche Fähigkeiten, von der weder ihre Berufskollegen noch ihre Freunde die geringste Ahnung hatten: Die junge Kommissarin konnte Aura sehen.

Für Benina hatte die Welt von Kindheit an viele Farben und Facetten. Menschen, Tiere, Pflanzen - ja selbst Räume und Landschaften zeigten sich ihr in einem Energiefeld, das sich in den vielfältigsten Tönen und Formen erschloss. Das gleiche Phänomen hatte sie bei Musik. Schon immer konnte sie Töne als Farbe wahrnehmen. Und angeblich hatten auch der Komponist Franz Liszt, der Maler Wassily Kandinsky und die Schriftstellerin Virginia Woolf und andere Künstler diese Sinnesverknüpfung von Klang und Farbe, die unter dem Begriff „Synästhesie“ und „Farbhören“ bekannt war.

Menschen, die wie Benina „aurasichtig“ und „farbhörend“ waren – also beide Wahrnehmungen besaßen - waren jedoch sehr selten.

Benina hatte lange geglaubt, dass jeder diese Fähigkeiten mit ihr teilte. Sie war fast vierzehn gewesen, als sie erkennen musste, dass sogar das Feuerwerk von Händel für die meisten Menschen nicht mehr als ein Ohrenschauspiel war. Für Benina war ein Konzert ein Rausch der Sinne. Händel eine Farbexplosion, inszeniert durch Töne, die sich über den Orchestergraben erhoben und ihre leuchtenden Rot- und Grün- und Gelbtöne selbst dann nicht verloren, wenn man die Augen schloss.

Ihr Vater – ein Berufsmusiker - hatte ihr schon früh die ureigene Farbtypik großer Komponisten nahe gebracht. Bach liebte klare, kraftvolle Blau-Töne mit Magenta akzentuiert. Vivaldi setzte gerne fröhlich beschwingte Gelbtöne. Und Mozart: seine Kompositionen strahlten von lieblich-sahnigem Rosa über sattes Rasengrün bis zu göttlichem Gold. Orff kam mit starkem Violett auf samtigem Schwarz daher – mystisch und anziehend zugleich.

Ihre Schulfreundin Pia war richtig beleidigt gewesen, als Benina sie nach einem gemeinsamen Konzertbesuch gefragt hatte, ob sie auch so begeistert von den satten Rot- und Grüntönen der Musik war. Pia hatte geglaubt, Benina würde sich über sie lustig machen: „Natürlich verstehst du mehr von Musik, wenn dein Vater Berufsgeiger ist“, hatte sie vorwurfsvoll gemeint. „Aber deshalb brauchst du mich nicht für doof zu halten!“ Die Freundschaft mit Pia war danach nicht mehr das, was sie vorher war.

Benina hatte die Welt nicht mehr verstanden und war empört zu ihrer Mutter gelaufen. Zu ihrer Verwunderung erfuhr sie, dass diese nur zwei Menschen kannte, die Musiktöne visuell wahrnehmen konnten: ihren Vater und sie.

„Wieso können das andere nicht sehen?“ hatte sie Benina fassungslos gefragt.

„Vielleicht konnten es früher alle Menschen sehen. Es ist verloren gegangen wie andere Eigenschaften und Phänomene.“

„Aber das ist doch... entsetzlich! So ganz ohne Farbe!“

„Man kennt es eben nicht anders, Benina-Schatz.“ Sie hatte aber eingeräumt, dass sie ihren Mann und ihre Tochter manchmal schon um diese Fähigkeit beneidete – gerade wegen ihrer Liebe zur Musik.

„Und warum hast Du mir das nicht vorher gesagt?“ hatte Benina später ihrem Vater zornig vorgeworfen.

„Bella Benina“, hatte er in seiner unnachahmlichen Art liebevoll geantwortet. So nannte er sie meistens, wenn sie etwas nicht durfte oder er ihr sagte, dass er für längere Zeit auf Tournee musste. „Ich habe die Erfahrung gemacht: Je weniger man darüber spricht, desto besser. Man erntet in der Regel nur...“ Er suchte mit den Fingerspitzen nach dem deutschen Wort und sah dabei erwartungsvoll seine Frau an.

„Unverständnis“, antwortete diese, ohne von ihrer Näharbeit aufzusehen.

„Genau: Unverständnis! Und warum, Piccola, sollten wir dir deine Unbefangenheit rauben...?“

Unbefangenheit klang wie Unschuld. Und genau so hatte sich Benina damals gefühlt. Man hatte ihr die musikalische Unschuld genommen. Wie sollte sie jemals wieder mit jemand anderem als ihrem Vater über Musik diskutieren können? Wo doch besser keiner wissen sollte, wie farbintensiv sie Musik erlebte...? Sie zog sich mehr und mehr zurück. Wenngleich sie sich auch vorher eher selten mit Schulfreundinnen verabredet hatte. Stattdessen musizierte sie noch öfter mit Ihrem Vater, der ihr begeisterter Lehrmeister war.

Nach seinem Selbstmord Jahre hatte Benina alles verdrängt, was sie an ihn erinnerte. Sie hatte seine Geige – ein wertvolles Meisterstück aus Italien - kein einziges Mal angerührt. Auch ihr eigenes Instrument gab sie ihrer Mutter in Verwahrung. Selbst Konzerte mied sie, was ihre Mutter überhaupt nicht verstehen konnte. Für die Witwe war Musik Trost. Außerdem gab sie Klavierunterricht. Die Hinterbliebenenrente war nicht so üppig, dass sie allein davon hätte leben können.

Damals hatte Benina Berlin Hals über Kopf verlassen, um sich in Frankfurt für Germanistik einzuschreiben. Sie sah den Hörsaal jedoch kaum von innen. Jobbte stattdessen bei einem Rechtsanwalt für Strafrecht. Die Fälle interessierten sie. Sie hatte ernsthaft überlegt, ob sie auf Jura umsatteln sollte. Aber sie merkte bald, dass es nicht wirklich um Recht und Gerechtigkeit ging, sondern oft genug um Rechtsverdrehung, Vergleich, Kuhhandel. Sie hätte gegen ihren stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn arbeiten müssen. Eher hätte sie sich vorstellen können, Staatsanwältin zu werden. Aber ihr war auch klar, dass sie nicht für eine reine Schreibtischtätigkeit geboren war. Plötzlich stand ihr Entschluss fest: Sie bewarb sich – sehr zur Verwunderung ihrer Familie und Freunde – bei der Polizeischule in Wiesbaden für den gehobenen Dienst. Sie wollte Kommissarin werden. Das war jetzt fast neun Jahre her.

An den Rat ihres Vaters hatte sich Benina bis heute gehalten. Dass sie Energiefelder und Musik in Farbe sehen konnte, das war ihr Geheimnis geblieben. Bei „Farb-Blinden“ rief das nur Befremden hervor. Doch die Fähigkeit, Gefühle und Stimmungen anhand des Energiefeldes zu erkennen, nutzte sie unbewusst. Manchmal konnte sie auch gesundheitliche Probleme ausmachen, wenn die Energieschwingung an einer bestimmten Stelle gestört war. Aber eigentlich maß sie ihrer

außergewöhnlichen Wahrnehmungskraft keine allzu große Bedeutung bei.

Als sensibler Mensch verfügte Benina auch über eine ungewöhnliche Intuition, die rational nicht immer erklärbar war. So wie jetzt, als sie just in dem Moment bei ihrem Kollegen Holm anrief, als der Pathologe aufgrund des Zustandes der inneren Organe einen natürlichen Tod des Basketballspielers so gut wie ausschloss.

„Tod durch Vergiftung...“, raunte Holm in sein Handy, um die unappetitliche Prozedur vor ihm nicht mehr als nötig zu stören. „Aber der offizielle Obduktionsbericht kommt frühestens in drei Tagen...“ Benina hörte an den Schritten und der gepressten Stimme, dass er in einen anderen Raum ging – danach sprach er deutlich lauter.

„Dann mach mal ein bisschen Druck, Christian. Können die Gerichtsmediziner denn wenigstens schon sagen, wann der Tod eingetreten ist...?“